

Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 8 (1928-1929)
Heft: 11

Buchbesprechung: Bücher-Rundschau

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

um eine geistig-sittliche Haltung handelt es sich hier doch letzten Endes —, so ist auch schon das politische Werturteil über den Entwurf gesprochen. Ein Volk gibt sich selbst auf, wenn es nicht mehr bereit ist, die letzten Entscheidungen, vor die die Geschichte es stellt, aus eigener Kraft, mit vollem Einsatz seiner selbst zu treffen. Diese Entscheidungen gehen um Fragen, die niemals vom Schiedsrichtertisch aus gelöst wurden. Hier duldet das Leben keine Kompromisse. Darum wird kein wahrer politischer Führer sich beruhigen bei einer 50prozentigen oder selbst bei einer 90prozentigen Wehrbereitschaft. Denn Wehrbereitschaft bedeutet Wille zur Selbstbehauptung, Wille zum Leben, das immer ein Ganzes und Unteilbares ist. Von diesem bedingungslosen Willen ist der Geist des Entwurfes weit entfernt. Ihn zeigt auch keine der Stimmen, die aus dem sozialistischen Lager laut geworden sind. Gewiß ist es ein hoffnungreicher Anjaß, was da durch einen Fortwängler aus dem gewerkschaftlichen Lager vernehmbar wurde. Doch spürt man nur allzu deutlich die Hemmungen, wenn fast entschuldigend zugegeben wird, es müsse Deutschland bis zu einem gewissen Grade sich verteidigen dürfen im Falle eines feindlichen Angriffes. Infolge Bedenken rein parteitaktischer Natur werden so Folgerungen, die sich eigentlich mit Notwendigkeit aus zugestandenem Einsichten ergeben müßten, umgebogen und münden in Kompromisse, die vielleicht die Partei über eine augenblickliche Krisis hinüberretten, politisch aber ihre Unfähigkeit zur Verantwortung erweisen. Der Magdeburger Parteitag wird hier kaum reifere Früchte zeitigen.

M ü n c h e n, Mitte Januar 1929.

O t t o L e i b r e c h t.

Bücher-Rundschau

Gedanken eines Soldaten.

Das Buch des Generalobersten von Seeckt hat gleich nach seinem Erscheinen weitherum Aufsehen erregt.*) Die klaren Worte des gewesenen Chefs der deutschen Reichswehr sind der Ausdruck klaren Denkens. Geistvoll, aber beherrscht, äußert der geschulte Befehlshaber seine Gedanken.

General von Seeckt schwieg, solange er an der Spitze der Reichswehr stand, wie eine Sphinx. Auch im Buch bleibt er unpersönlich, spricht Gedanken aus, ohne das Innerste zu verraten. Leicht lüftet er das Bijou in der Einleitung, um sich als Soldat zunächst von allerlei Schlagworten loszusagen, die ein oberflächliches Publikum einem General ohne weiteres andichtet. Wenn militärische Anlässe im Frieden vielfach Schlagworte erzeugen, so befreit der Krieg den Frontkämpfer als ersten vom Schlagwort, von militärischen Schlagworten wahrscheinlich auf Lebzeiten.

Das Buch besteht aus einer Reihe lose zusammenhängender Aufsätze. Symbole bezeichnet der General seine trefflichen Soldatenworte zu fünf Gedenktagen. Dann folgen als Hauptteil des Buches Probleme: Staatsmann und Feldherr — Das erreichbare Ziel — Moderne Heere — Heer und Staat — Neuzeitliche Kavallerie — Der Chef des Generalstabes. Dieser letzte und der erste Aufsatz sind für den militärischen Führer und auch für jeden, den das Führerproblem bewegt, eine Fundgrube vorbildlicher Gedanken, geprägt in klassische Form.

Das Problem, wie die modernen Heere und die zukünftigen Kriege sich gestalten werden, ist die hochwichtige Militärfrage unserer Zeit. Generaloberst von Seeckt geht dabei von drei Grundgedanken aus.

Erstens: „Die allgemeine wirtschaftliche Lage zwingt alle Staaten, an die Beschränkung ihrer Rüstungsausgaben zu denken, also die kostspieligste Art der Rüstung, starke Friedensheere mit langer Dienstzeit und reicher Ausstattung,

*) Verlag für Kulturpolitik, Berlin 1929.

herabzusetzen und daneben die unproduktive Inanspruchnahme der männlichen Arbeitskraft durch den Militärdienst nach Möglichkeit zu beschränken.“

Zweitens: Für die Abrüstung „liegt in den zeitigen militärischen Organisationen kein unüberbrückbarer Gegensatz, solange man an der Auffassung festhält, daß starke, d. h. überstarke, verwendungsbereite oder in kurzer Zeit zur vollen Verwendungsfähigkeit aufzufüllende Friedensheere die eigentliche verführerische und daher gefährliche Friedensbedrohung darstellen, daß aber selbst weitgehende Vorbereitung eines Volkskrieges weit mehr einen Verteidigungscharakter tragen.“

Drittens: „Je weiter sich die Technik entwickelt, je mehr sie ihre Erfindungen und Mittel in den Dienst des Heeres stellen kann, um so höher werden die Anforderungen an den sie ausnützenden Soldaten.“ Nur ein Berufsheer kann die moderne Kriegstechnik anwenden; eine aus flüchtiger Ausbildung entstandene Truppe ist Kanonenfutter. „Wie aber, wenn sich dem durch Wissenschaft gelenkten Material kein lebendes Ziel bietet?“ Das hochwertige kleine Heer der Zukunft soll folglich durch überlegene Beweglichkeit und Führung von der brutalen Materialwirkung nicht gefaßt werden können. „Während die beiden Berufsheere um die erste Entscheidung kämpfen, beginnt hinter ihnen die Aufstellung der Verteidigungskräfte des Landes.“

Aus diesen drei Hauptgedanken schon kann der Leser ableiten, wie General von Seeckt sich die Kriegführung einer modern ausgestatteten, beweglichen kleinen Reichswehr gegenüber einem Angriff französischer Übermacht an Zahl und schwerem Material denkt.

Auch bei uns gewinnt die Erkenntnis an Boden, daß der Führer einer Minderzahl und leichter Waffen es durch Beweglichkeit nicht zur Entfaltung der gegnerischen Materialwirkung kommen lassen darf. Seeckts Ausspruch, daß eine aus flüchtiger Ausbildung entstandene Truppe Kanonenfutter ist, mag vielen in unserer Miliz eine unangenehme Wahrheit sein; sie zwingt uns zum Nachdenken. Man kann bei uns diesem Ausspruch die Berechtigung nicht absprechen, solange wir trotz kurzer Milizausbildung versuchen, im Kleinen und mit Halbwissen alle Instrumente und Verfahren der Berufsheere nachzumachen.

Von Oberstdivisionär Gertsch sind schon vor mehreren Jahren zwei den Seeckt'schen Gedanken sehr verwandte Vorschläge für moderne Rüstung gemacht worden, vielleicht in einer zu absoluten Form, um Anklang zu finden. Sie sind bisher noch unveröffentlicht. Der erste Vorschlag geht ebenfalls davon aus, daß die Materialrüstung, vor allem schwere Artillerie und Gas, eine plumpe und zugleich unmensliche Kriegführung verursacht, und überlebt ist, sobald der Gegner kein greifbares Ziel bietet, nicht den gleichen Weg der Rüstung gegangen ist und sich eine sogenannte Maschinengewehr-Armee gebildet hat, tief gestaffelt aus Maschinengewehrnestern kämpft und die Beweglichkeit über alles stellt. Maschinengewehre seien unter allen neuen Erfindungen allein dasjenige technische Kampfinstrument, das wir in unserer kurzen Ausbildungszeit mit kriegsgenügender Gründlichkeit bedienen und verwenden können. Der zweite Gedanke von Oberstdivisionär Gertsch behauptet, daß die Abrüstung auf dem Weg zur Maschinengewehr-Armee ihren Anfang machen müsse. Die Maschinengewehr-Armee trage einen ausgesprochenen Verteidigungscharakter an sich, während offensichtlich die Armee, welche diese Maschinengewehr-Verteidigung durchbrechen will, schon im Frieden eine schwere Rüstung bereitstellen und den technischen Krieg mit Tank, Gas und Artilleriemasse ausbilden, also seinen verbrecherischen Angriffswillen verraten müsse.

Die Seeckt'schen Vorstellungen von einem zukünftigen Kriege mögen aus der deutschen Notlage entsprungen sein. In solcher Lage sucht der lebendige und unsterbliche Menscheng Geist nach dem Mittel, mit dem er über Material und Masse zu siegen vermag. Die Armeeführung einer kleinen Armee hat allen Anlaß, sich vor alten ausgetretenen Wegen zu hüten. Da wir keine geistige Leitung der Armee besitzen, muß man dem Buch des Generalobersten von Seeckt in weiten Kreisen des Landes Leser wünschen, die von außen die Forderung nach einem modernen Heer bei uns erheben, wenn die Probleme zur Verwirklichung reifen.

Ulrich Wille.

Oesterreichs Wirtschaftsschicksal.

Flammenzeichen — Oesterreichs Wirtschaftsschicksal, so nennt sich symbolisch die Darstellung des Wirtschaftslebens unserer Nachbarrepublik in den Jahren 1923—1926, die Dr. **Erich Gebert** im Auftrag der Kammer für Handel, Gewerbe und Industrie in Salzburg verfaßte (Verlag Hölder-Pichler-Tempsky, Wien, Rm. 3.75). Mit einem reichen Wissen um Einzelheiten und einem ausgezeichneten Blick für die letzten Zusammenhänge baut der Autor seinen Beweis auf für die Unmöglichkeit einer rationellen Weiterführung des ökonomischen und politischen Verlegenheitsgebildes, das sich Deutsch-Oesterreich nennt. Der Entkräftungsprozeß des Krieges, die Zerschneidung jahrhundertalter Wirtschaftsbeziehungen durch die Friedensverträge, die rasche und gründliche Entgüterung während der Inflation hatten die Volkswirtschaft in einem Zustand zurückgelassen, aus dem ein Neuaufbau — wenn überhaupt — nur durch Gewährung umfangreicher ausländischer Anfordungs- und langfristiger Investitionskredite, sowie durch beharrliche, mit bescheidenem Entgelt zufriedene Arbeit möglich sein konnte. Daß das Ziel ferne liege, wußte jeder; daß es aber auf dem eingeschlagenen Wege auch wirklich zu erreichen sein wird, das hätte zum mindesten durch einige ermutigende Teilerfolge bewiesen werden müssen. Welches sind aber die tatsächlichen Ergebnisse?

Gebert greift gleich an den Kern des Problems, indem er aus der passiven Handels- und Zahlungsbilanz überzeugend die passive Gesamtbilanz der österreichischen Volkswirtschaft aufdeckt. Seit der Währungsstabilisation ist Oesterreich eines der Länder, die Jahr für Jahr die bedeutendsten prozentualen Einfuhrüberschüsse aufweisen, ohne daß deren Bezahlung durch die Erträge von Kapitalanlagen im Ausland oder andere aktive Faktoren der Zahlungsbilanz auch nur annähernd beglichen würde. Da es dem politisch einflußlosen Staate unmöglich war und ist, auf dem Wege von Zollvertragsverhandlungen irgendwelche Vorteile zu erzielen, könnte eine Besserung nur durch Intensivierung der Wirtschaft erreicht werden. Jedoch belastet die dazu erforderliche Kreditaufnahme die private und öffentliche Wirtschaft mit hohen Amortisationen und Zinsen derart schwer, daß die bei jeder Kreditgewährung beabsichtigte Hebung von Produktivität und Rentabilität ins Gegenteil verkehrt wird, sodaß kein Überschuf für die nationale Kapitalbildung übrig bleibt. Seit der Umstellung auf Goldbasis sind überdies die Steuern, die Löhne und gewisse grundlegende Produktionskosten, wie Licht und Kraft, um mehr als 100 % gestiegen, ohne daß es der Privatwirtschaft möglich gewesen wäre, diesen Produktionskostendruck auf eine zahlungsfähige Konsumentenschaft weiterzuwälzen. Einen Lichtblick scheint das nicht unbedeutende Anwachsen der Spareinlagen zu bieten, doch darf nicht vergessen werden, daß es sich dabei vielfach nur um Aufwertung früherer Vermögensbestände handelt. Außerdem wirkt das Sparkapital nur dann fruchtbar, wenn es relativ billig zur Verwertung an die Produktion weitergeleitet werden kann. Nun treibt aber die große Risikoprämie, die bei jeder Kreditgewährung in Oesterreich verlangt werden muß, die Leihsätze in die Höhe, während gleichzeitig die geringe Rentabilität des einzelnen Betriebes die rationelle Verwendung solcher Kredite nur in Ausnahmefällen erlaubt. Das neue österreichische Sparkapital übt also seine wirtschaftliche Funktion nur mangelhaft aus.

Die hier skizzierten Tatsachen und Zustände haben sich seit der Abfassung der Schrift eher noch schärfer ausgeprägt. Setzt man sie miteinander in Beziehung, so kommt man zum Schlusse, daß die österreichische Wirtschaft zum großen Teil von der Substanz und nicht vom Reinertrage lebt. Diese Wahrheit hat die Börse mit ihrem feinen Instinkt für die Wirtschaftslage schon längst erkannt und darauf durch eine Abwertung der führenden, an der Wiener Börse gehandelten Valoren auf rund zwei Drittel des Kurstandes von 1923 reagiert. Dieser Substanzverlust tritt nicht nur in Betriebseinstellungen und Konkursen, sondern verstreckerweise in der Streckung von Zahlungssterminen u. s. w. in Erscheinung.

Die Darstellung läßt aber nicht nur die objektiven Hindernisse für die Entwicklung einer selbständigen österreichischen Wirtschaft erkennen, sondern vor allem auch die in allen Kreisen verwurzelte Ansicht, daß dem Lande mit seinen heutigen

Grenzen keine Lebensfähigkeit zukomme. Gelegentlich läßt der Verfasser durchblicken, daß die deutschen Wirtschaftsführer und Arbeiter in sehr ähnlicher Lage ihre Geschicke mit ganz anderer Energie in die Hände genommen hätten. Er bedeutet aber weiter, daß in der heutigen staatlichen Enge eine kräftige Aufbauarbeit in Österreich gar nicht zum Ziele führen könne; erst müßte innerhalb eines weitem Rahmens die nötige Existenzbasis geschaffen werden. Eine Änderung der heutigen Verhältnisse sei nur auf zwei Wegen zu erreichen: entweder durch eine Senkung der gesamten Lebenshaltung auf ein tieferes Niveau oder aber durch die Vereinigung mit dem Deutschen Reiche. Die Möglichkeit einer gedeihlichen Weiterentwicklung der selbständigen Donauraepublik kann mit Vernunftserwägungen gar nicht bestimmt werden. Niemand wird bestreiten, daß vom rein ökonomisch-rationalen Standpunkt aus die Zerreißung des bisherigen riesigen Wirtschaftsgebietes ein Unsinn war. Allein — ist diese Zerreißung nicht durch mindestens ebenso unsinnige politische Zustände provoziert und spontan in die Wege geleitet worden? Und wo wäre die politische Macht gewesen, die solche gewaltige politische Fluten hätte nach rein sachlichen Gesichtspunkten in die richtigen Kanäle leiten wollen? Man hält gegenwärtig der Kritik des Reparationsagenten an der deutschen Finanzgebarung mit Recht entgegen, daß sich ein Staat nicht wie eine Aktiengesellschaft verwalten und nach rein betriebs-technischen Prinzipien bewirtschaften lasse. Das gilt auch für das Gesamtproblem der Nachfolgestaaten. Gebert tönt aber das logisch näherliegende Projekt der Wiederherstellung früherer Wirtschaftszusammenhänge durch Errichtung einer Donauföderation kaum an. Er sieht als einzig möglichen positiven Ausweg die Vereinigung mit dem Deutschen Reiche. Es besteht kein Zweifel, daß die Vollziehung des Anschlusses gewaltige psychologische Kräfte auslösen würde, die dem gänzlich darniederliegenden Wirtschaftsleben einen fruchtbaren Glanz verleihen könnten. Allein die sachlichen Voraussetzungen der Wirtschaft des heutigen Österreich werden sich nur mit Mühe und Opfern auf diese Vermischung mit einem andern, stärkeren Organismus umstellen lassen. Interessant wäre sicherlich einmal eine ins Einzelne gehende Studie über die mutmaßlichen Wirkungen der Vereinigung der beiden Staaten auf die einzelnen Wirtschaftszweige. Eine solche Untersuchung hätte natürlich, besonders solange die Reparationsfrage nicht gelöst ist, einen ausgesprochen hypothetischen Charakter, doch wäre sie wohl geeignet, die politisch und moralisch hoch gespannten Anschlußerwartungen auf eine bescheidenere Linie zurückzuführen.

Z ü r i c h.

E m i l S c h m i d.

Vom Schweizerdeutsch.

Schweizerdeutsch. Von Samuel Singer. Achtundfünfzigstes Bändchen der Sammlung Die Schweiz im deutschen Geistesleben. Verlag von Huber & Co., Frauenfeld und Leipzig. 146 Seiten. Preis Fr. 3.—.

Da die Huber'sche Sammlung sonst gemeinverständliche Darstellungen bietet, mag wohl hier und da einer enttäuscht sein, gerade in dem Bändchen über unser geliebtes Schweizerdeutsch eine fachwissenschaftliche Arbeit zu finden, die gar nichts von jenen sentimental vaterländischen und anekdotendurchwirkten Ergüssen enthält, auf die wir gefaßt sind, wenn wir nur das Wort Schweizerdeutsch sehen. Aber Prof. Singer leistet uns mit seinem Büchlein einen Dienst. So unheimlich gelehrt ist dieses nicht, daß nicht wenigstens der erste, allgemeine Teil — etwa die Hälfte des Ganzen — für jeden gebildeten Deutschschweizer zugänglich wäre, und dazu förderlich, denn der Verfasser lehrt uns über die Mundarten unseres Landes nachdenken und lehrt uns, ihre geschichtliche Eigenart verstehen, und das ist beim jetzigen Stand der Dinge wichtiger als daß wir uns immer wieder rühmen, welche schöne Mundart wir hätten und wie interessant schlecht wir Hochdeutsch zu sprechen verständen. Nebenbei: niemand hat treffender, schöner und kürzer gesagt, was wir an unserm sprachlichen Zustande, d. h. unserer Doppelsprachigkeit (Gemeindeutsch und Heimatdeutsch) haben als

der Verfasser (S. 35—37). Aber im übrigen gilt sein Bemühen einer kritischen Beschreibung eben unseres sprachlichen Zustandes und sodann — das füllt etwa die zweite Hälfte des Bändchens — der Geschichte der einzelnen Mundarten (nach Kantonen), wobei eben einige Kenntnis des Mittelhochdeutschen zum Verständnis unerlässlich ist. Als einer, bei dem diese Kenntnis nicht ausreichend vorhanden ist, möchte ich dennoch für das im ersten Teil Gebotene danken.

Manches hätte man gern in weniger zusammengedrängter Weise gelesen. So den Abschnitt über Standessprachen; denn wenige von uns haben davon eine deutliche Vorstellung, und doch gehört das zur Kenntnis unseres Wesens, daß z. B. in den Pfarrhäusern (und sonst den „guten“ Häusern) auf dem Lande hergebrachterweise die Kinder angehalten werden, *Stadtberndeutsch*, nicht die *Ortsprache*, zu gebrauchen, wir also ebenso gut unser gebildetes *Standesdeutsch* haben wie die Leute etwa im Hannoverschen. Auch die enumerative Redeweise (S. 43 ff.), das *go luege, go chause u. s. w.*, hätte sich hübsch noch eingehender beschreiben lassen, haben wir doch bei einfachen Leuten dreifaches *go* (und wohl noch mehr): *i bi sälber go go go luege; wo si do sind go go go uf-mache. . .* Für das Vorwalten der Beiordnung vor der Unterordnung (S. 45 f.) wären Adjektivsätze (und wohl noch anderes) anzuführen: *i weiß eine, er stoht nid gärn früeh uf; es isch mäenge, er chehrti wider um, wenn er chönt (oder: er cha nume nid, womit wieder eine Beiordnung an Stelle der Unterordnung tritt).* Wenn bei unsern Germanisten vom Ausfall des *n* vor Spiranten (*Feister, feuf, chausch*) die Rede ist, den das Alemannische, wie uns Singer sagt, mit dem Englischen, Friesischen und Niederdeutschen teilt, vermisse ich jedesmal den Hinweis auf dieselbe Erscheinung im Griechischen, die hier *Ersatzdehnung* genannt wird: *els* für *ēvs*, *χαρίεις* für *χαριεντς*, *παιδεύονσι* für *παιδεύονσι*, *σπειρώ* für *σπειρω*. Doch sind das alles ja bloß persönliche Wünsche, von denen ich nicht einmal weiß, ob ich nicht damit allein stehe. Nicht allein stehe ich aber sicherlich mit der Freude an dem trotz aller Kürze erstaunlichen Fülle des auch so Gebotenen.

Eduard Blocher.

Verzeichnis der in diesem Heft besprochenen Bücher.

- Gebert, Erich:** Österreichs Wirtschaftsschicksal; Hölder-Pichler-Tempsky, Wien.
Guggenbühl, G.: Die Krisis der modernen schweizerischen Demokratie; Sauerländer, Aarau.
Looser, Guido: Josuas Hingabe; Huber, Frauenfeld.
Reinhart, Josef: Die Knaben von St. Ursen; Francke, Bern.
Seect, Generaloberst v.: Gedanken eines Soldaten; Verlag für Kulturpolitik, Berlin.
Singer, Samuel: Schweizerdeutsch; Huber, Frauenfeld.

Mitarbeiter dieses Heftes:

- Dr. jur. Kurt Hasler, Zürich. — Prof. Dr. Heinrich B. Gerland, Jena.
 — Prof. Dr. Walter Burckhardt, Bern. — Ständerat Albert Böhli, Bürglen.
 — Frä. Hedwig Schoch, Bern. — Dr. Carl Günther, Aarau. — Dr. Viktor Ammann, Staatsarchivar, Aarau. — Dr. Otto Leibrecht, Rechtsanwalt, München.
 — Oberstdivisionär Ulrich Wille, Zürich. — Dr. Emil Schmid, Zürich.
 — Pfarrer Eduard Blocher, Zürich.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hans Dehler. Schriftleitung und Verlag: Aarau, Goldernstr. 1. — Druck und Versand: A.-G. Gebr. Leemann & Cie., Stockerstr. 64, Zürich 2. — Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist unter Quellenangabe gestattet. — Übersetzungsrechte vorbehalten.